

Prof. Dr. Hans Wisskirchen
Direktor der Kulturstiftung der Hansestadt Lübeck,
Geschäftsführender Direktor der Lübecker Museen
Lübeck, Audienzsaal des Rathauses, 19. Mai 2007

Laudatio auf Doris Runge zur Verleihung des Ida Dehmel Literaturpreises 2007

Eine Wahrheit sei gleich vorweg gesagt: Ich kenne Doris Runge seit Jahren und ich habe mich sehr gefreut, als ich hörte, dass Sie heute den Literaturpreis der Gedok, den Ida Dehmel Literaturpreis, bekommt und dass ich die Laudatio halten darf. Ich tue dies gern, weil ich ihre Lyrik liebe und ihre subtilen Texte über die Frauengestalten bei Thomas Mann so sehr schätze. Ich gratuliere aus diesem Grunde von Herzen.

Nun weiß ich, dass ich es mir so leicht nicht machen kann, sondern das es bei einer Laudatio auf einen Preisträger oder in unserem Falle auf eine Preisträgerin einen Kanon des zu Erwartenden gibt. Das ist gut so, denn jede literarische Form steuert die Beziehung zwischen Redner und Publikum.

So können sie zwei Dinge erwarten: Das ich einige Worte über das Leben der zu Lobenden sage und dass ich natürlich über ihre Literatur, ihre Lyrik spreche, denn diese, und nicht ihr Leben, hat sie preiswürdig gemacht. Obwohl man das eine nicht vom anderen trennen kann. Jede Schriftstellerin, und erst recht die mehr als mittelmäßigen, führen ihr Leben im Hinblick auf die Literatur. So ist es auch bei Doris Runge.

Geboren in Carlow, nicht weit von hier in Mecklenburg, ist bei ihr die Liebe zur Landschaft, zur Natur, in einem ganz ursprünglichen und unpathetischen Sinne gegründet worden. Sie liebt das Leben in den Städten nicht und so hat sie denn auch dort nie lange gewohnt. Und sie braucht die Natur, vor allem das Meer, als unablässigen Fundus für ihre Kunst. Aber damit bin ich vorausgeeilt, alles begann prosaischer!

Ihr Vater hatte eine Keks- und Zwiebackfabrik, dass soll uns aber nicht zur idyllischen Vorstellung von einer schwelgerischen Jugendzeit verführen, denn der Vater kehrte erst spät aus russischer Gefangenschaft heim, die Fabrik war inzwischen als volkseigener Betrieb enteignet worden und die Familie wollte „nichts als weg“. Man lebte in Heiligenhafen und Doris Runge besuchte dort die Schule, das Abitur machte sie in Lübeck. Dann Studium in Kiel und dann der Beruf des Lehrers. So hätte alles seinen geordneten Gang weiter gehen können, ein Leben in einer gesicherten Beamtenposition, Schüler und Kollegen, ein wenig eigenes Schreiben, eben die Sicherheit einen soliden Berufes, wie man so schön sagt. – Aber es kam alles ganz anders.

Doris Runge „schmiss das alles hin“ und ging nach Ibiza. Sie war das, was man eine „Aussteigerin“ nannte, als es keines Mutes mehr bedurfte diesen Schritt zu wagen, als schick geworden war, was einmal existentiellen Ernst hatte. Und wieder war sie konsequent. Sie verließ die Insel, als das was zu Beginn eine mit einer gewissen Ursprünglichkeit und Authentizität verbundene Hippiekultur war, zu einer Inszenierung geworden war, touristisch mehr und mehr unterwandert wurde. Sie ging (oder kam zurück) dahin, wo sie bis heute lebt, nach Cismar. Das ist etwa vierzig Kilometer von hier entfernt Richtung Nordosten. Einige Kilometer von der Ostsee entfernt. Ein wunderbares Klostergebäude. Heute ein Dependance des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums.

Wie lebt sie dort?

Niemand hat es so schön ausgedrückt wie Sie:

„Wenn nicht gerade eine Busladung Touristen das Klostergelände überrennt oder die Feuerwehrkapelle unerbittlich bläst, dann spricht die Stille zu mir: das alte Gemäuer, mit schönen Stimmen im gezackten Giebel. Das Käuzchen weckt Nachtgespenster. Die Amsel foppt mich am Morgen, ruft mich ans Telefon. Gleich um die Ecke im Weißdornbusch wohnt ein anderer begabter Sänger, aus der Familie der Würger.“
Sie lebt mit der Natur in der Natur und das hört sich dann so an: „Im Sommer wachsen mir Rosen ins Gesicht, im Winter Eisblumen. Überhaupt alles was wächst,

wuchert umarmt und verstrickt, alles war Schatten wirft, findet sich wieder auf meinem weißen Papier.“

Sie merken wie hier unmerklich der Weg vom Leben in die Kunst eingeschlagen wird, der freilich keine Einbahnstrasse ist. Beides ist hier im Closter Cismar nicht zu trennen. Die durchaus nicht einfache Lebensform der freien Schriftstellerin, dies gilt speziell für jemanden der sich der ökonomisch problematischsten aller, Künste, der Lyrik mit einer solchen Konsequenz verschrieben hat wie Doris Runge, diese Lebensform wird hier mit einer Konsequenz gelebt, die alle Härten und Rückschläge überstehbar macht. Wer einmal an einer der Lesungen und Vorträge im Weißen Haus in Cismar teilgenommen hat, die Doris Runge einige Male im Jahr durchführt, wer diese Atmosphäre von Literatur und Natur, Geist und Ambiente, erlebt hat, der weiß wovon ich rede.

Sieben schmale Lyrikbände hat Doris Runge seit 1985 bei der Deutschen Verlagsanstalt herausgebracht. Der letzte mit dem Titel „Die dreizehnte“ ist gerade herausgekommen. Man erkennt diese schmalen, kleinen Bände schon von weit her im Bücherregal, und sie üben schon durch ihre humane Größe einen ganz speziellen Zauber aus. Es sind kaum mehr als 80 Seiten, die die Bände jedes Mal enthalten. Und ein professioneller Leser mag in einer halben Stunde alles gelesen haben. Fertig wird man mit dem was man Gelesen hat, aber eigentlich nie. Und dann ist da noch einer schmaler Band mit Essays über die Frauen bei Thomas Mann.

Ein schmales Quvre. Daran gibt es nichts zu deuteln.

Etwas anderes freilich ist viel bedeutsamer, denn diese Feststellung führt mitten ins Zentrum dieses Werkes, das seine zentrale Idee, sein ästhetisches Fundament, seine betörende Wirkungsmächtigkeit einer Kunst verdankt, die uns heute immer mehr abhanden zu kommen droht: Der Kunst des Weglassens, des Reduzierens. Doris Runges Gedichte sind Mitteilungen die in einem äußerst langwierigen und sicher auch mühsamen Prozeß bis an die Grenze des Sagbaren gehen, weil sie alles, wirklich alles Überflüssige abwerfen, abstreifen. „Das Gedicht ist *meine* Möglichkeit, auf den Punkt zu kommen. Ich verdichte Sprache. Ein wesentlicher Teil meiner

Arbeit ist denn auch das Abwerfen von Ballast: Wörter wegzulassen, die unnötig sind. Lyrik schreiben heißt, die Geschwätzigkeit abzubauen.“ – so die Autorin.

Ihre Gedichte bilden damit eine sprachliche Bewegung aus, die konträr zu dem verläuft, was heute mit Sprache in der Öffentlichkeit, in den Medien und leider auch teilweise in der Literatur geschieht. Da wird Banales aufgebauscht, aus dem Kleinen das Grosse gemacht, da wird jemand durch die Anhäufung von Plattitüden zum Star gemacht, weil man immer dasselbe Geschwätz eben überall, auf allen Sender hört, in allen Zeitungen liest, auf allen Fernsehkanälen sieht.

Nun ist das „Verdichten“, um einen Ausdruck Doris Runge zu verwenden, alleine noch keine Qualität, sondern nur die Voraussetzung zum Wesentlichen vordringen zu können. Wenn es nur wenige Wörter sind. Und Ihre Gedichte bestehen mit ganz wenigen Ausnahmen aus ganz, ganz wenigen Wörtern, die zudem ohne irgendwelche Satzzeichen aufeinander folgen, dann kommt es hier im wahrsten Sinne des Wortes auf jedes Wort an. Ein falsches Wort zerstört ein solches Gedicht unweigerlich. Da besteht keine Chance das es im Geredestrom verdeckt und überlesen wird.

Die Qualität der Gedichte von Doris Runge liegt darin, dass sie diesem extremen und selbstgesetzten Anspruch standhalten. Dass die Reduktion und die ästhetische Qualität in eins gehen.

Das hat seinen Grund auch im Verhältnis zum Publikum. Wenn es nach dem bisher Gesagten den Anschein hat, als habe man es bei Doris Runge mit einer selbstverliebt auf das Wort fixierten Sprachartistin zu tun, dann ist das richtig und falsch zugleich. Richtig, weil sie das ist. Falsch, wenn man daraus eine isolierte Position ableitet, denn sie liebt ihr Publikum. Ja ich glaube man kann dieses große Wort, das man nicht zu vorschnell in den Mund nehmen sollte, hier anwenden. Sätze wie die folgenden hätte Doris Runge ansonsten nicht schreiben können:

„Jedes Leben ist irgendwo auch ein Gleichnis, und bei aller Individualität sind die Sorgen und Nöte der Menschen die gleichen. Wie fremd sie sich sind und wie sie ihr Glück suchen – das ist der Stoff aus dem meine Gedichte entstehen. Es sind Miniaturen aus dem Alltag und beziehen sich auf das Miteinander, das auch zum Gegeneinander werden kann. Lyrik ist für mich die beste literarische Form, um das auszudrücken, was ich meine. So lange, wie ich denken kann, haben mich Gedichte interessiert; als junges Mädchen hat mich zum Beispiel Rilke besonders beeinflusst. Auch das Publikum auf meinen Lesereisen, übrigens mehr Frauen als Männer, ist ernsthaft an Lyrik interessiert. Und da erfahre ich dann, wie nahe ich den Lesern bin, ob sie mich noch verstehen können.“

So ist Doris Runge beim Schreiben einerseits immer auf dem Weg zu sich, das tastende Setzen der Wörter, es ist ihr Versuch, der Welt einen Sinn zu verleihen, mit der Welt, den großen und kleinen Nöten aber auch den Freuden, den nicht zu vergessenden, auf ihre ganz besondere Weise fertig zu werden. Aber es ist immer auch der Weg hin zu den Hörern und Leser. Denn ihre Themen, sind auch unsere Themen.

„Schriftsteller sagen ja in der Regel nichts Neues, sie sagen es nur anders, in anderer Form. Ich glaube, es gibt eine Grundmelodie in meinen Gedichten: eine skeptisch-ironische Melancholie, und der Inhalt ist eine Art geistiger Biografie. Meine Gedichte sind die Welt durch mein Temperament gesehen.“

Das Schriftsteller nicht durch ein spannendes Thema überzeugen, sondern durch die spezielle Art der Form – das ist ein mutiger Satz, zumal, wenn man ihn so konsequent durchführt wie Doris Runge. Man schafft zwar über diese Themen eine enge Bindung zum Publikum, aber man hat wirklich nur die Chance durch den Zauber der Sprache zu überzeugen. Und das gelingt Doris Runge immer wieder, in jedem dieser Schmalen Bänden, die sich im Regal langsam zu einer ganzen Welt formen.

Die Sage von Prometheus, der den Göttern das Feuer gestohlen hat und nur am Felsen gekettet hängt und dem die Vögel die Leber wegfressen, sie ist wohl den Meisten bekannt. Bei Doris Runge klingt das so:

der heilige

am felsen

mit ausgebreiteten armen

speist seinen vogel

und hat

eine schöne aussicht

auf das andere ufer

(du also, S. 52)

Die Reduktion durch Sprache, das immer stärkere Fixieren auf einige wenige Worte, das alles hat nicht nur etwas Asketisches, dem alles falsch Blendende fehlt, sondern daraus erwachsen für die Dichterin und ihr Publikum auch ganz neue Möglichkeiten. Wenn die Welt aus immer weniger Wörtern besteht, dann ist das bei Doris Runge kein Verlust, sondern eine große Chance.

Warum – werden Sie fragen?

Weil sie aus diesen immer weniger werdenden Bausteinen, eine neue, ihre ganz eigene Welt erbaut. Ihre Gedichte können so gesehen als ein wunderbarer poetischer Setzkasten, als ein lyrisches Puzzle von Rang gesehen werden. Vor unseren Augen baut hier jemand einen Kosmos, der nichts störendes von Außen kennt, der sich seine eigenen Gesetze mitschafft – es sind die Gesetze der Sprache, es ist der ganz besondere Rhythmus der Lyrik von Doris Runge.

Diese Lyrik enthält keine Botschaften, sie macht sich nicht gemein mit den Zeitläuften, den politischen Meinungen und auch dem künstlerischen Takt der Gegenwart. Aber sie predigt auch keinen Eskapismus, kein: Ich bin nicht von dieser

Welt. Diese Lyrik hat nichts zu tun mit jener postmodernen Beliebigkeit, von der die Lyrik geringer Begabter geprägt ist. Doris Runge spricht in ihrer Lyrik durchaus manchmal in Rätseln – aber es sind Rätsel, die zu lösen sind. Doris Runge macht es in ihren Gedichten den Lesern oft nicht einfach, aber es wer sich Mühe gibt, sich auf ihre Sprache, ihre Metaphorik, ihre Bilder einlässt, der kann das was sie sagt entschlüsseln.

Noch einmal: Dichtung sagt das, was alle kennen auf eine ganz eigene Art. Das können nur die starken Dichter sagen, die sich nicht über die Themen definieren, sondern über ihre handwerklichen Fähigkeiten, ihre ästhetischen Qualitäten. Und so trauen sich diese großen Dichterinnen und Dichter dann an die ganz großen Themen, die schon von Anbeginn an zum Gegenstand von Drama, Epos und Lyrik geworden sind. So auch Doris Runge. *Venedig* etwa ist so ein Thema, das von Goethe bis Thomas Mann, mit allen Großen die dazwischen schrieben und allen Großen die danach kommen immer zum mythischen Ort der Sehnsüchte geworden ist. Gleichsam zu einem Punkt, an dem sich die abendländische Kultur paradigmatisch verdichtete.

	eine weiße taube
venedig	auf den markusplatz
deine schönheit venedig	brichtst blutrote
erschreckt deine liebhaber	scherben muranoglas
sie tragen ihre liebe	aus deinem herzen
in immer dunklere kanäle	
	dir bleibt
du schlägst ihnen jede brücke	von soviel liebe
schaukelst ihre ergriffenen	nur ein schlechter atem“
spiegelbilder in deinen	(aber ich breche dir wörter wie brot, S.
moorigen armen	40)
jedem betrunkenen wirfst du	

Die Kanäle, das Dekadente, (moorig), die weißen Tauben und der Markusplatz, selbst das Muranoglas, alle die gängige Klischees, alles das, was wir alle von Venedig wissen und nahezu automatisch präsent haben, wenn wir auf diese Stadt angesprochen werden oder von ihr hören, all das versammelt Doris Runge in ihrem Gedicht. Aber sie versammelt es nicht, um uns als Leser zu bestätigen, um uns das Gefühl zu geben: Das haben wir schon alles gewusst. Ganz im Gegenteil: Wir werden bestätigt und eines Besseren belehrt in einem.

Wobei die Formulierung „eines Besseren Belehrt“ zu didaktisch daherkommt. Denn pädagogisch ist Doris Runges Dichtung nicht. Zumindest nicht in dem vordergründig volkshochschulhaften Sinne, dem man dieser Formulierung gemeinhin beimisst. Sie ist es auf eine feinere, tiefgründigere aber nicht weniger wirksame Art und Weise.

Nachdem alle Klischees auf eine ganz spezielle Art versammelt worden sind, kommt die „Moral von der Geschichte“ in den letzten drei Zeilen daher

dir bleibt
von soviel liebe
nur ein schlechter atem“

Da wird der Blick verkehrt, die Perspektive herumgedreht. Das wird die Stadt zum Objekt, die sich gegen die Massen von Touristen eben nicht wehren kann, die ihre Schönheit den Besuchern verdankt, die sie nicht liebt, ohne die sie aber nicht mehr sein kann und deren schlechten Atem sie daher ertragen muss.

Und noch ein Thema muss erwähnt werden, denn Doris Runge ist nicht nur als Lyrikerin hervorgetreten, sondern auch als Essayistin von Rang. Und dies bei einem Thema das mit Lübeck auf eine ganz besondere Art und Weise verbunden ist. Sie ahnen es wahrscheinlich schon: Ich bin bei Thomas Mann. Und ich will es kurz

machen, weil hier die Gefahr besteht, dass mir das Herz übergeht. Aber einige Bemerkungen sind angebracht und notwendig. Zumal wir auf eine ganz bestimmte Art und Weise wieder beim Thema sind, bei der Reduktion, dem Zurücknehmen der allzu vielen Worte. Denn es gibt kaum einen Schriftsteller, Goethe wäre ihm allerhöchsten an die Seite zu stellen, über den so viel Geschrieben worden ist wie über Thomas Mann. Seien wir ehrlich und sagen wir es ohne Wenn und Aber: Auch vieles, was genauso gut hätte Ungesagt bleiben können. Bei einem Schriftsteller wie Thomas Mann gibt es eben viele, die sich an der Berühmtheit wetzen, die über Thomas Mann schreiben, weil sie von seinem Ruhm profitieren wollen. Nichts davon findet sich bei Doris Runge.

Auch diesem Autor nähert sich Doris Runge auf ihre ganz eigene Art und Weise. *Welch ein Weib. Mädchen und Frauengestalten bei Thomas Mann* heißt ihr 1998 erschienene Essaysammlung. Und wieder schafft sie das, was sie auch in ihren Gedichten schafft, sie formuliert einen ungewohnten und neue Perspektiven öffnenden Blick auf den großen Lübeckeer. Eben den Blick der Kollegin, die ihr Handwerk kennt und sich von ihm nicht hinter das Licht führen lässt. Über die Wahl der Frauen in den verschiedenen Generationen der Buddenbrooks heißt es kritisch-erhellend:

„So hatte jeder der Geschwister mit der Wahl seines Gatten dafür gesorgt, dass die Festung Buddenbrooks Stein für Stein abgetragen wurde.“ (TM, S. 61)

Ich komme zum Schluss.

Und ich tue das, indem ich abschließend noch einmal zeigen möchte wie diese Lyrikerin, diese Dichterin, das Gewöhnliche und das Normale, das Kleine und Alltägliche, auf ihre ganz besondere Art gestaltet. Auf eine Art, die ganz behutsam daherkommt, in den allseits bekannten Bahnen, und dann am Ende eine plötzliche Wendung nimmt, die alle Normalität wegwischt und die das kleine Idyll öffnet hin zu den großen Themen von Liebe und Tod. Aber ohne allen didaktischen

Zeigefinger, ohne alles auftrumpfende, sondern einzig durch ein Bild, eine Metapher, die hier, an diesem Ort nur Doris Runge einfallen konnte.

Und wenn ich von Ort spreche, dann mache ich mit Ihnen allen gewissermaßen die Probe aufs Exempel, indem ich ein Gedicht auswähle, das eine allen ganz präsente Situation schildert und – das an einen Ort den viele kennen und erlebt haben., Er liegt hier direkt gegenüber und sie kennen ihn fast alle: Es ist das Cafe Niederegger. Und so heißt dann auch das Gedicht mit dem ich enden will. Bitte behalten sie meine kleine Leseanleitung im Kopf und seien sie gespannt auf die beiden letzten Zeilen:

cafe niederegger

hinter rüschen runzeln

brüssler spitzen

gezuckert gepudert

die alten damen

vom kränzchen

legen den kaffeelöffel

auf die untertasse

sanft

wie sonntags

die blumen aufs grab